Die neuere Beurteilung Kaiser Maximilians I.¹⁾

Von

Andreas Walther.

Das Werk Ulmanns²⁾ über Kaiser Maximilian I. steht in der Hauptsache auf demselben Boden wie Ranke³⁾. Nach beiden erscheint die Politik des Kaisers wesentlich als eine dynastische, nicht aber als eine Reichspolitik. Demgemäss tritt bei beiden die ständische Reform- und Oppositionspartei von vornherein in ein überwiegend günstiges Licht. Ulmann hatte an den Rankeschen Auffassungen festgehalten, obwohl der grosse historiographische Wirbel zwischeneingekommen war, den der Sturm der deutschen Frage mit sich zog: nationale, konfessionelle, parteipolitische Gegensätze. Dass man überhaupt den Gegenwartsfragen einen direkten Einfluss auf die Wertung geschichtlicher Ereignisse verstattete, ist der entscheidende prinzipielle Gegen-

¹⁾ Den Vortrag, wie er im Kolloquium vor der Berliner philosophischen Fakultät gehalten wurde, habe ich wesentlich unverändert gelassen und nur die Anmerkungen hinzugefügt. Den Herren Professoren Ulmann, Dopsch und Redlich danke ich für Literaturverweise und für freundlichen Rat.

²⁾ H. Ulmann, Kaiser Maximilian I., auf urkundlicher Grundlage dargestellt, 2 Bde. Stuttgart 1884 und 1891, 870 u. 790 S.

³⁾ Ranke, Geschichten der romanischen und germanischen Völker 1824, S. 88. Deutsche Geschichte 7 A., I, 87: Maximilian zeige für die wahren Bedürfnisse des Reiches wenig wesentliche Sorgfalt, lebe vor allem im Interesse seines Hauses, in Anschauung der grossen europäischen Verhältnisse, im Gefühl dass er die höchste Würde der Christenheit trägt.

satz zu Ranke, das Proton Pseudos, an dem die Forschung über unseren Gegenstand bis heute noch krankt. Dass Freund und Feind sich in dem Gefühl einig waren, es begründe einen Vorwurf gegen Maximilian und das Haus Habsburg, dynastische Politik anstatt Reichspolitik getrieben zu haben, diese ganz unhistorische Fragestellung hat auch die sachliche Diskussion so verdorben¹⁾.

Gegen Rankes Beurteilung Maximilians stand auf eine Kombination von Traditionsreihen, die ursprünglich nicht gleichartig orientiert waren und eben dadurch eine ungewöhnliche Wucht gewannen. Als hervortretendste Repräsentanten kann man Ficker²⁾, Janssen³⁾, Droysen⁴⁾ nennen, — grossdeutsche, katholische, antipartikularistische Stimmungen. Da die alten Sybel-Fickerschen Fragestellungen in unserem Fall durch das Hinzutreten der territorialen und dynastischen Probleme verschoben waren, indem das Ideal monarchischer Zusammenfassung Deutschlands durch Maximilian etwa nach Analogie Frankreichs vorschwebt, hat Janssen manchmal in der Tat das Recht, sich mit Droysen eins zu fühlen⁵⁾. Die Hochschätzung monarchischer Zentra-

¹⁾ Der Gegensatz: „dynastische Interessen — höhere nationale Motive“ (Kaser, *MIÖG.* 1905, S. 612f.) ist prinzipiell irrig und weist noch zurück auf die bei Freund und Feind ursprünglich publizistische Orientierung. Mit ethischen Beurteilungen hat unsere Frage nichts zu tun. Die Valois, Tudor, Habsburger haben so wenig wie in der entscheidenden Zeit die Hohenzollern aus selbstloser Liebe zu einer „Nation“, die es eben im modernen Sinne noch nicht gab, gehandelt. Stehen bleibt für uns nur die rein objektiv zu lösende Frage politischer Klugheit, ob Maximilian nicht für sich und sein Haus und die Völker, die Gegenstand seiner Tätigkeit waren, etwas gesünderes und dauernderes hätte schaffen können durch eine Politik der Konzentration (in der die dynastischen und die Reichsinteressen in der Tat zusammen gefallen wären) anstatt der Expansion.

²⁾ Literatur zum Sybel-Ficker-Streit z. B. bei Fueter, *Geschichte der neueren Historiographie* 1911, S. 539.

³⁾ Joh. Janssen, *Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters* Bd. I zuerst 1878.

⁴⁾ J. G. Droysen, *Geschichte der preussischen Politik*, 1855 ff., 2. Aufl. 1868 ff.

⁵⁾ Verbindend ist die Überzeugung: „Nur die Monarchie konnte die Nation retten“ (2. Aufl., II, 2, S. 25), kombiniert mit dem Urteil über die ständische Reform von 1500: „Gelang sie, so war der Sieg über die Monarchie vollendet“ (S. 13). Aber die eigentliche Not sieht Droysen doch darin, dass das Königtum versagte: „Die Zeit rang danach, den Gedanken der Obrigkeit, den Staatsgedanken zu finden; auf Maximilians Wegen lag er nicht“ (S. 24); denn „was mit dem Anspruch des monarchischen Prinzips auftrat, war nichts als die Politik des

lisation spielte wohl auch bei Gothein mit, wenn er Ranke gegenüber die Schwächen der ständischen Konstruktionen stark betonte¹⁾.

Der erste Band des Ulmannschen Werkes erschien 1884, wenige Jahre nach Janssens Darstellung der maximilianischen Zeit und Gotheins „Volksbewegungen“. Es folgte alsbald eine scharfe Rezension von Bachmann²⁾, die das Zusammenhängen jener Gedankenreihen deutlich veranschaulicht. Bachmann findet, dass Ulmann der „frivolen Ansicht“ nahestehe, die italienische Politik der deutschen Kaiser habe dem Reiche nur Nachteil gebracht³⁾; er beklagt sich, dass Maximilian seinem Biographen nur noch „der Österreicher“ sei, dessen Lande vom Reich schon wesentlich gelöst seien, während er ihm hätte sein sollen der Mittelpunkt des Reiches, um den sich nach Pflicht und politischer Notwendigkeit die deutschen Fürsten als um ihr monarchisches Haupt hätten scharen müssen⁴⁾.

Zwei Jahrzehnte lang traten dann die Gegensätze nur gemildert in die Öffentlichkeit; im ganzen schienen Ulmanns Auffassungen durchzudringen, da nicht nur z. B. Bezold⁵⁾ und Heyck⁶⁾, sondern gerade

österreichischen Hausinteresses“; „in der falschen Alternative zwischen dem dynastischen Interesse des einen und dem gleich dynastischen der anderen Häuser musste aus der Verfassungsfrage eine Machtfrage werden“ (S. 18). „Nur ein höheres als das dynastische Verständnis der Macht und ihrer Aufgaben konnte den gleichen dynastischen Ansprüchen der grossen und kleinen Häuser ein Mass setzen“; „die grosse und heilvolle Aufgabe, die damals und nur damals noch das deutsche Königtum hätte lösen können, hat das Haus Österreich seiner dynastischen Politik, seiner europäischen Macht zum Opfer gebracht“ (S. 25). — Ungeheim treffend das alles, aber auch hier der an fremden Wertmassstäben orientierte falsche Vorwurf.

¹⁾ E. Gothein, Politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation, Breslau 1878. E. Gothein, Der gemeine Pfennig auf dem Reichstage von Worms, Breslauer Diss. 1877.

²⁾ Göttingische Gelehrte Anzeigen 1885, S. 329—339. A. Bachmann, Die Behördenorganisation Kaiser Maximilians I., Jbb. f. d. klass. Altertum usw. V. (1900), S. 362—381, 444—464. A. Bachmann, Lehrbuch der österreichischen Reichsgeschichte, 1895/96. Vgl. auch die Vorrede zum 2. Bd. von Bachmanns Deutscher Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrichs III. und Max I., 1894.

³⁾ Schon Ranke (Deutsche Geschichte, 7. A., I, 15) und manche nach ihm haben auf den Wert ununterbrochener Verbindung mit Italien hingewiesen. Aber das Beispiel Frankreichs, auch Spaniens? Da haben wir denselben kulturellen Einfluss, aber ohne die politische Bindung mit ihren Rückwirkungen.

⁴⁾ Besonders S. 338, 332 f. Über einzelnes unten.

⁵⁾ F. v. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation 1890, S. 64 ff.

⁶⁾ E. Heyck, Kaiser Maximilian I. (Monographien zur Weltgeschichte) 1898.

auch österreichische Spezialisten in der Geschichte jener Jahrzehnte, v. Kraus¹⁾, Voltolini²⁾, v. Wolff³⁾, sie im wesentlichen teilen⁴⁾.

Neuerdings aber⁵⁾ ist ein neuer energischer Gegenschlag gegen seine Aufstellungen erfolgt. Max Jansen veröffentlichte 1905 in der Sammlung der „Weltgeschichte in Charakterbildern“ eine auf dem Boden von Joh. Janssen stehende Monographie über den Kaiser. Diese populär gehaltene Zusammenfassung⁶⁾ erlangte auch in wissen-

¹⁾ Verfasser vor allem der grundlegenden Untersuchung über das Nürnberger Reichsregiment von 1500—1502 (Innsbr. 1883). Kraus stellt sich ausdrücklich auf die Seite Rankes gegen Droysen und Janssen (S. III f.), spricht gelegentlich von den „Verteidigern Maximilians“ (S. 81), von Gothein, der „es liebe, die Schattenseiten Bertholds hervorzuheben“ (S. 42 Anm. 1) usw.

²⁾ H. v. Voltolini, Die Bestrebungen Maximilians I. um die Kaiserkrone 1518 (MIOG. 11). Dort S. 42 eine Formulierung des beherrschenden Gedankens der italienischen Politik Maximilians.

³⁾ M. v. Wolff, Untersuchungen zur Venezianer Politik Kaiser Maximilians I. während der Liga von Cambray mit besonderer Berücksichtigung Veronas, 1905. Neuerdings (1909) von demselben: Die Beziehungen Kaiser Maximilians I. zu Italien 1495—1508, z. B. S. 39, 41.

⁴⁾ A. Huber hält im ganzen eine mittlere Linie, wenn er auch besonders in der Beurteilung der deutschen Stände mehr nach Bachmann neigt (Österr. Gesch. III., 1888, S. 333, 384 usw.) und gelegentlich Janssens Formulierung wiedergibt (S. 330, ähnlich Luschin, Österr. Reichsgesch. 1896, S. 263). Wenn er Ulmann in der Beurteilung Maximilians „schwarzgallig“ findet (S. 346 Anm.), wie Bachmann von „Nörgelei“ geredet hatte (Jahrb. S. 363 Anm.), so spielt vielleicht ein Missverständnis mit. Schon Gothein hat gegenüber dem Vorwurf, er idealisiere den Kaiser, darauf hingewiesen, dass das Urteil über Maximilian ein ganz verschiedenes sein müsse, je nachdem ob man ihn im Zusammenhang der Kulturbewegung seiner Zeit oder als Staatsmann betrachte; über den Politiker Maximilian werde das Urteil Rankes stehen bleiben (Westdeutsche Zeitschrift IV, 1885, S. 20 Anm.). So sind auch bei Joh. Janssen, Max Jansen und Kaser die Interessen und vor allem die selbständige Quellenforschung vorwiegend auf jene kulturellen Verhältnisse gerichtet, während bei einem detaillierten Verfolgen der Politik des Kaisers, wie Ulmann sie gibt, notgedrungen seine Schwächen in den Vordergrund treten müssen. Besonders aus den Partien, in denen Ulmann auch auf die Beziehungen des Kaisers zu der Kultur seiner Zeit eingeht, könnte man Seiten voll geradezu begeisterter Äusserungen über seinen Helden zusammenstellen. — Ich bitte, dies auch in Bezug auf den vorliegenden Aufsatz, der bei den umstrittenen Fragen der äusseren und inneren Politik verweilen muss, zu beachten.

⁵⁾ Ulmann hatte unterdessen, 1893, in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte eine Skizze veröffentlicht über „das Leben des deutschen Volkes bei Beginn der Neuzeit“. Vgl. das Vorwort zum 1. Bd., von 1883, S. X.

⁶⁾ „Kaiser Maximilian I.“. Die Arbeit ist folgendermassen disponiert: 1. Überblick über die Reichsgeschichte seit dem 13. Jahrh. (S. 4—37), 2. Überblick über die Regierung Maximilians (S. 37—85), 3. Überblick über das Wirtschaftsleben

schaftlichen Kreisen einen grösseren Einfluss dadurch, dass Kurt Kaser sie in einem Aufsatz über die auswärtige Politik Maximilians, der noch 1905 in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichte erschien¹⁾, aufs lebhafteste empfahl, indem er zugleich hervorhob, er sei unabhängig von M. Jansen zu denselben Ergebnissen gelangt²⁾. In seiner noch im Erscheinen begriffenen „Deutschen Geschichte“ im Zeitalter Maximilians I. hat dann Kaser sich ausführlich über den Gegenstand geäußert³⁾. Kürzlich hat sich Fritz Hartung, deutlich allem Partikularismus abgeneigt, in der Darstellung der Reichsreform mit Schärfe auf dieselbe Seite gestellt⁴⁾. In die gleiche Richtung schienen auch die Ergebnisse von Arbeiten über andere Lebensgebiete zu weisen. Adler⁵⁾ und Rosenthal⁶⁾ sahen in dem Kaiser den genialen Organisator des neuzeitlichen Staates auf deutschem Boden; und keine Untersuchung über das geistige Leben der Zeit kommt vorbei an seinem Mäzenatentum, dessen Schwächen zurücktreten, weil es in Deutschland vereinzelt ist.

Erst ganz kürzlich hat Ulmann wieder das Wort genommen und auf Grund neuer Quellen, die Jansen und Kaser nicht berücksichtigt hatten, die Gegner in ihrer sichersten Hochburg selbst angegriffen durch kritische Beleuchtung der Manifeste und Ereignisse der Jahre

und die Wissenschaft vor und unter Maximilian (S. 85—138). Die summarischen Erörterungen des mittleren Teils über die auswärtige Politik machen keinen Anspruch auf eigene Quellenforschung.

¹⁾ S. 612—626. Über Max Jansen S. 616.

²⁾ S. 616, 625 Anm. 6.

³⁾ K. Kaser, Deutsche Geschichte im Ausgang des Mittelalters II. (Bibliothek deutscher Geschichte), bisher 5 Lieferungen (400 Seiten). Kaser ist in gewissem Sinne unangreifbar, weil er im einzelnen wie im ganzen sehr Gegensätzliches zusammenzustellen vermag. Ich muss das unten durch einige Beispiele belegen. — In der Beil. zur Münchener Allg. Ztg. vom 12. Nov. 1907 (S. 196 f.) trat H. Friedjung lebhaft ein für Kaser als den Ehrenretter Maximilians, der „eines der am ungerechtesten behandelten Opfer“ der Rankeschule sei, weil beurteilt auf Grund einer „Überschätzung und Anbetung des archivalischen Materials gegenüber den Stimmen der Zeitgenossen“ und ohne kongeniales Verständnis für die „kühnen, die Begeisterung ihrer Zeitgenossen erregenden, durch das Leben stürmenden Naturen“.

⁴⁾ Fr. Hartung, Geschichte des fränkischen Kreises I. (1910), Einleitung S. 68—92, 123—138. Derselbe über Berthold von Henneberg in der Hist. Zeitschrift, Bd. 103, 1909, S. 527—551.

⁵⁾ S. Adler, Die Organisation der Zentralverwaltung unter Maximilian I., 1886.

⁶⁾ E. Rosenthal, Die Behördenorganisation Kaiser Ferdinands I. (Archiv f. österr. Gesch. 69, 1887).

1494 bis etwa 1502¹⁾. Auch die neuen eingehenden Untersuchungen von Smend über die Entstehung des Reichskammergerichts²⁾ bahnen einer natürlicheren Auffassung der Vorgänge wieder den Weg³⁾.

Über die grossen nationalen, religiösen, politischen Überzeugungen, deren jede sich die Geschichte anders deutet, wird man sich nicht restlos einigen; — zum Glück für die ewig neue Verjüngung der Historie. Aber der Spielraum, der subjektiver Deutung bleibt, lässt sich wenigstens in unserem Falle durch rein objektive Betrachtung sehr erheblich einschränken. Die Darstellung Kasers beherrscht vorläufig die Diskussion. Sein Herz zwar ist bei der Auffassung, die Maximilian erhebt und verteidigt, aber auch den Wahrheitsmomenten der gegnerischen Anschauung kann er sich nicht verschliessen. Das erste Kapitel, gleichsam eine Ausführung des Aufsatzes in den MIÖG, führt den Doppeltitel: „Das Reich und Maximilians auswärtige Politik“. Da sehen wir den Kaiser, wie bei Joh. Janssen, als den Vorkämpfer für die Sicherheit und Grösse deutscher Nation, besonders im Kampf gegen den französischen Erbfeind⁴⁾. Notgedrungen kommt dann die Korrektur gleichsam hinterher. Das zweite Kapitel muss noch einmal

¹⁾ H. Ulmann, Deutsche Grenzsicherheit und Maximilians I. Kriege wider Frankreich, Hist. Zeitschrift 107 (1911), S. 473—495. Den Manifesten an die deutschen Stände (S. 477 ff.) werden die entgegengesetzt lautenden für die Niederlande bestimmten Manifeste gegenübergestellt (S. 482 f.), dann an der Hand der neuen Darstellungen und Publikationen besonders von Pélissier zur Geschichte des Ludwig Sforza die Übereinstimmung der Tatsachen mit der letzteren Version nachgewiesen. — Kaser bezeichnet die Manifeste einerseits als „durchaus ernst gemeint und nur zu sehr begründet“ (MIÖG. S. 616), und der Aufsatz in den MIÖG. operiert ganz auf diesem Boden. Wenn Kaser aber andererseits im Höchstfall Maximilians „agitatorische Methode“ dahin charakterisiert, dass sie „Tatsachen und Vermutungen geschickt mit einander verknüpfe“ (Gesch. 93, 100), so würden die Diplomaten der maximilianischen Zeit sich über dies Haltmachen vor den eigentlichen „diplomatischen Tugenden“ nicht wenig freuen.

²⁾ R. Smend, Das Reichskammergericht (Quellen u. Studien hrsgg. von Zeumer), I, 1911. Über die Zeit Maximilians S. 1—114.

³⁾ Die letzte Äusserung, v. Belows inhaltreiche und vorsichtig abwägende Ausführungen über die Reichsreform (Pflugk-Hartung, Im Morgenrot der Reformation, S. 121—162), konnte ich durch Güte von Herrn Prof. Redlich noch während des Druckes heranziehen.

⁴⁾ S. 1—134; und zwar S. 1—40 Einleitendes, dann chronologische Erzählung seit 1486, nämlich S. 40—96 bis zum Bündnis mit Frankreich 1501, S. 96—110 bis 1506, S. 110—134 für den ganzen Rest bis 1519. So ungleichmässig, weil wie in dem Aufsatz in den MIÖG. das Verhältnis, ja eigentlich das feindliche Verhältnis zu Frankreich fast ganz isoliert wird (zur Beurteilung unten S. 333); alles aber unter dem Gesichtspunkt des Schlusssatzes: „Das ist die Tragik im Leben dieses Herrschers, dass die der Ehre und Wohl-

über dasselbe Doppelthema handeln, aber unter dem neuen Doppeltitel „Verluste des Reichs im Südwesten und Nordosten. — Bildung einer habsburgischen Grossmacht“¹⁾. Die Verluste des Reichs hätten zur Reichspolitik gehört, konnten freilich in dem soeben genannten Grundgedanken des ersten Abschnittes keinen Platz finden; die Bildung einer habsburgischen Grossmacht gehört zur auswärtigen Politik Maximilians, vertrug sich freilich nicht mit der Auffassung dieser Politik als einer Reichspolitik; — etwa wenn es nun ausdrücklich heisst, die Bildung der österreichischen Universalmonarchie sei im Ringen gegen die nationalen Tendenzen zustande gekommen²⁾. Eine ausgesprochen vermittelnde Vorsicht beherrscht im einzelnen den dritten Abschnitt, der sich mit der Reichsreform beschäftigt³⁾. Um so schwerer wird der Grundirrtum der Darstellung erkannt, dass nämlich Maximilian hier wieder nur sein Reichs-gesicht zeigt, nicht mehr sein dynastisches Gesicht, wodurch seine Motive als denen der Stände ganz gleichartig hätten heraustreten müssen. Als Verteidiger der rechtmässigen kaiserlichen Gewalt, deren Zerfall das Elend Deutschlands heraufgeführt habe, steht er den Ständen gegenüber, deren „unersättlicher Expansionstrieb“ und „ungesundes Souveränitätsbewusstsein“ als die Wurzel alles Übels erscheint. Es fehlt die Verbindung mit dem Expansionstrieb der Habsburger, der im zweiten Abschnitt behandelt worden war⁴⁾.

fahrt deutscher Nation drohenden Gefahren vor seinem Blick entschleiert lagen, dass aber die Kurzsichtigkeit und Lauheit der übrigen politischen Faktoren Deutschlands ihn an erfolgreicher Abwehr verhinderten“ (S. 134).

¹⁾ S. 135—170; und zwar S. 135—145 Verlust der Schweiz, S. 145—152 Verhältnis zu Polen, S. 152—170 Bildung der habsburgischen Grossmacht; im ganzen also ein summarischer dreifacher Nachtrag.

²⁾ S. 169 f.: „Das habsburgische Imperium hat sich gebildet im Kampf gegen die Idee des europäischen Gleichgewichts und gegen das erwachende Nationalbewusstsein der Völker“. „Die universale Grösse Österreichs erlag schliesslich der Kraft des nationalen Gedankens, den Maximilian und seine Nachfolger noch zu bändigen vermocht hatten“.

³⁾ S. 171—245; und zwar in der ersten Hälfte eine allgemeine Charakterisierung, von S. 208 ab chronologisches Fortschreiten; als Anhang dann S. 245—258 über die Rezeption des römischen Rechts.

⁴⁾ Zwar hören wir manche allgemeine Klagen (vgl. unten S. 335) über das Zeitalter deutscher Kleinstaaterei (174), den partikularistischen Grundtrieb des deutschen Wesens (174), als Folge die grauenvolle Anarchie (190), den grauen-vollen Prozess der Selbstvernichtung (195). Auch werden (S. 190) bei dem „unersättlichen Expansionstrieb“ der Stände gelegentlich die Habsburger mitgenannt, und von einem Widerstand des Kaisers und Königs gegen die Reform ist einige-male die Rede (208, 223, 233, 239 f.). Aber dieser Widerstand erscheint wesentlich als berechtigte Notwehr, provoziert durch die antimonarchischen Angriffe der ständischen Partei (S. 233 f., 239 f.). Die monarchischen Reorganisationsversuche

Durch diese Nötigung, das Zusammengehörige zu zerreißen, hat Kaser die grundlegenden prinzipiellen Fragen im Sinne Rankes und Ulmanns, also eigentlich gegen sich selbst, entschieden. Zugleich hat er eindringlich gemacht, dass die wirklichen Verkleinerer eines Menschen doch die sind, die ihm Ideale unterlegen, die er nicht hat, wodurch notwendig seine Schwächen in den Vordergrund treten und seine wahre Grösse verschleiert wird.

Die skizzierte verwickelte historiographische Bewegung hat natürlich im einzelnen eine Fülle von Problemen, fördernden und hemmenden, aufgeführt. Ich versuche, in Kürze die wesentlichen zusammenzufassen.

Beginnen wir mit der auswärtigen Politik. Die Brücken, auf denen man von Ranke zu Janssen kommt, treten lehrreich schon in Ausführungen von Lanz¹⁾ zutage. Der sagt, Maximilian habe nur auf der grossen europäischen Bühne dasselbe getan, was die ersten Habsburger seit Rudolf innerhalb Deutschlands. In beiden Fällen handle es sich um die Nötigung, die geschwundene materielle Macht des Kaisers durch Vermehrung der Hausmacht zu ersetzen, dem Kaisertum dynastische Grundlagen zu geben. Stets musste, so schliesst man, die Machtstellung des Reichsoberhauptes, sei sie dynastisch begründet oder nicht, dem Reich und seiner europäischen Stellung zugute kommen.

Durch Einführung dieser Argumentationen sind zunächst die Fragestellungen verschoben worden. Auf der einen Seite nämlich handelt es sich um die subjektiven Interessen und Motive des Kaisers, auf der anderen um etwaige objektive Begleiterscheinungen seines Handelns. Vor allem auf der einen um „das Reich“, ein konkretes geographisch-politisches Gebilde, auf der anderen aber um den viel-

Maximilians erscheinen eigentlich nur deshalb als „Produkt einer allzu kühnen, mit der Wirklichkeit zu wenig rechnenden Phantasie“, weil eben der unberechtigte „Partikularismus“ der Stände entgegensteht (226, 245). Der breite Grundstrom der Auffassung ist, genau wie im ersten Abschnitt, der, dass die eigentliche Schuld bei den „Herren Ständen“ (Bachmann) war, die nun einmal „für das Reich nichts leisten wollten“ (239), bei ihrem Mangel an Reichsbewusstsein (188), ihrem Egoismus, ihrer Reichsverdrossenheit und Zwietracht (230), ihrem Sondergeist, ihrer Gleichgiltigkeit gegen Deutschlands Zukunft (233), ihrer Pflichtvergessenheit und Saumseligkeit (244, ebenso S. 40, 42, 44, 50, 52 usw.). Sie „ernteten, was sie gesäet hatten“ (232); und als es bei des Kaisers Tod so schlimm war wie bei seinem Regierungsantritt, konnte er guten Gewissens sein Leben mit dem Ausruf beschliessen; „Armes deutsches Land!“ (245, Schlusssatz.)

¹⁾ Lanz, Einleitungsband zur 2. Abt. der Monumenta habsburgica, 1857, S. 4, 13, 21 f.

deutigen Begriff „Kaisertum“. Der kann in Beziehung gesetzt werden zunächst vor allen Dingen zu den universalen Träumen, die unter dem Einfluss des Humanismus wieder weit hinübergriffen über die *fines imperii*, auf die auch nach Ficker das Recht der Kaiser zur Expansion sich beschränkte¹⁾. Nur wenn man wirklich das Ziel und die Grösse deutscher Nation darin sehen dürfte, dass, wie Maximilian an Karl V. schreibt, „ein römischer Kaiser oder König von rechtswegen ein Herr der ganzen Welt ist“²⁾, nur dann könnte die Politik des Kaisers als eine nationale bezeichnet werden. Zweitens aber ist dieser Universalismus, im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten, durchaus dynastisch bestimmt. Das Kaisertum erscheint dem Kaiser Maximilian wie seinen heutigen Verehrern von vornherein, gelegentlich ausdrücklich³⁾, als selbstverständliches Besitztum der Dynastie, in welchem Sinne dann natürlich alle dynastischen Erfolge nur dem „Kaisertum“ dienen.

Solche Unklarheiten ermöglichen dann den entscheidenden Trugschluss. Denn es steht doch so, dass die Machtstellung des Kaisers aufhörte, dem Reich zugute zu kommen, sobald jene neue Entwicklungsphase einsetzte, dass das Kaisertum nun seine Stützpunkte in aller Welt ausserhalb Deutschlands suchte, dass eben aus der innerdeutschen Hausmachtpolitik eine dynastische Universalpolitik wurde. Denn jede derartige Verbindung, sei es mit Burgund, Ungarn, Spanien, Dänemark, brachte Verpflichtungen und Kraftzersplitterung mit sich, während das Reich im Gegenteil aufs dringendste der Kraftkonzentration bedurfte⁴⁾.

¹⁾ J. Ficker, *Deutsches Königtum und Kaisertum*, 1862, S. 52: „Für dieses Kaiserreich, nicht für jedes masslose Ziel der Kaiserpolitik bin ich eingetreten.“

²⁾ Vgl. die Äusserungen der Humanisten des maximilianischen Kreises, auch die Zusammenstellungen bei Ranke, *D. G.*, 7. Aufl., I, 35.

³⁾ Bachmann, *Jahrbücher* S. 364: „Die Reichsreform im monarchischen Sinne, natürlich mit einem Habsburger als Träger der Krone...“ Vgl. Ulmann, *Hist. Ztschft.* 107, S. 495.

⁴⁾ Von Ludwig XI. ist der Ausspruch überliefert, dass ferne Eroberungen einem Lande nur Schaden bringen würden. Dieser Mann konnte Begründer eines nationalen Staates werden, dessen Stärke die Geschlossenheit ist, die auf der Beschränkung ruht. Man vergleiche auch, dass der Führer der burgundischen Nationalpartei die Heirat einer der Enkelinnen des Kaisers mit dem Herzog von Geldern befürwortete (m. Anfänge Karls V., S. 163 f.). Natürlich zur indignierten Entrüstung Maximilians, der, als man sich in den Niederlanden über die Heiraten der Schwestern Karls beklagte, verwundert zurückschreibt, ob er sie denn nicht auf die glänzendsten verfügbaren Throne Europas gesetzt habe (*Le Glay, Correspondance de Max. et de Marg.*, II, 336 f.).

Dass die Reformpartei bewusst und ausdrücklich forderte: Konzentration vor der Expansion¹⁾, das entscheidet historisch, d. h. an dem Masstab der politischen Realitäten gemessen, ihr Recht gegenüber dem Kaiser. Dass dieser das Gegenteil wollte, Expansion vor der Konzentration²⁾, führt zu der tiefsten, auf jedem Gebiet verhängnisvoll gewordenen Schwäche seines Wesens.

Die Bemühungen Joh. Janssens, Max Jansens und Kasers laufen im Grunde darauf hinaus, die Politik des Kaisers als eine Reichspolitik verstehen zu können, indem als sein Ziel angenommen wird: Konzentration durch die Expansion. Wie bedenklich paradox das ist, fühlt wohl Max Jansen; darum ruft er, und Kaser nimmt es auf, keinen Geringeren als Bismarck zum Kronzeugen für Maximilian auf. Die Absicht des Kaisers sei gewesen, die deutsche Frage „mit Blut und Eisen“ zu lösen, an der Spitze einer siegreichen Armee in Deutschland seine starke Monarchie aufzurichten³⁾. Über diesem grandiosen Traumbild entschwinden dann dem Blick die Realitäten: Man sieht nicht, dass

¹⁾ Auch von Kaser mehrfach ähnlich formuliert (z. B. Gesch. S. 39, 200, 210). Wie etwa auch Albrecht Achill stets gefordert hatte, dass erst Friede im Innern sein müsse, ehe man an Kriegsrüstungen denken dürfe (Ulmann I, 299f.), so hat die Reformpartei ihren Leitsatz (auch nach Gothein 29f.) auf das bewussteste formuliert vor allem in der Regimentsordnung von 1500: „Wann aber ausswendiger Krieg gantz unvermöglich und unverfänglich, wonichtvorhin redlich, gut Regiment, Gericht, Recht und Handhabung wäre, auf denen als Grundfesten alle Reich und Gewalt ruhen....“ (Zeumer, Quellensammlung S. 241; die von Hartung, Hist. Z. 103, S. 545 vorgezogene Lesart „daheimen“ anstatt „vorhin“ sagt sachlich dasselbe, vgl. Zeumer 225 im Eingang zum Landfrieden von 1495). Ist das aber sachlich richtig, so geht es nicht an, das Vorgehen der Stände als Erpressung zu charakterisieren (sehr scharf Bachmann, GGA. 333f.).

²⁾ Kaser, Aufsatz 622: „Berthold wollte zunächst durch die Ordnung im Innern das Reich auch nach aussen widerstandsfähig machen, Maximilian die Kräfte des Reichs vor allem verwenden zur Abwehr der auswärtigen Gefahr“; Gesch. S. 210: Maximilian „hätte sich am liebsten auf allen Kriegsschauplätzen der Welt getummelt. Erst in der letzten Periode seiner Regierung nach Bertholds Tod wächst auch Maximilians Anteilnahme an der inneren Ordnung des Reichs“. — Zu v. Belows Hinweis darauf, dass die auswärtige Politik nicht beliebig warten könne (S. 132), vgl. gleich unten über den offensiven und expansiven Charakter dieser Politik.

³⁾ M. Jansen 139 in dem Schlusswort des Buches (übrigens im Anschluss an Joh. Janssen I, 596); mit der Folgerung: „Wäre hiernach Berthold nicht der Theoretiker und Maximilian der tiefer blickende Staatsmann gewesen?“ Kaser bemerkt in dem Aufsatz S. 626 dagegen, vielleicht sei es zu viel gesagt, dass Maximilian diesem Ziel (nämlich „womöglich an der Spitze einer siegreichen Armee die Verfassungsfrage mit dem Schwerte zu lösen“) mit Bewusstsein nachgestrebt habe. Aber in der „Geschichte“ S. 57: „Vielleicht war es

es eine seltsame Zumutung an die deutschen Stände gewesen wäre, dem Kaiser die Machtmittel zu ihrer eigenen Vernichtung in die Hände zu geben¹⁾; man sieht nicht die Bedingtheiten des damaligen Kriegswesens, das kein Material besass, mit dem man Franzosen und Türken hätte über den Haufen rennen und zu Boden zwingen können, wie mit römischen Legionen, mit fanatischen Kreuzritterhaufen, mit disziplinierten Volksheeren; — alle drei Analogien schweben vor²⁾).

Nur dann liesse sich die Auffassung halten, wenn auch die Expansion im Grunde schon Konzentration gewesen wäre, d. h. wenn die kriegesischen Unternehmungen des Kaisers Defensivkriege im Interesse des Reiches gewesen wären. Daher die starke Untermalung des Bildes; bei Joh. Janssen die flammenden Reden über die „Rheingelüste“ des französischen Erbfeindes³⁾, bei Kaser das schreckende Bild: Maximilian „sah Deutschland von der französischen Macht jetzt gleichzeitig im Westen und Süden umklammert, während im Osten fortwährend der Türke lauerte“⁴⁾. Der Türkenkrieg ist über das Reich der Ideen,

Maximilians stille Absicht, schon um 1500 die deutsche Frage nicht durch Verhandlungen, sondern „durch Blut und Eisen“ zu lösen.

¹⁾ In der Tat kann man doch unmöglich beides zugleich: sowohl diese Absichten Maximilians annehmen, als auch die Stände mit Vorwürfen überschütten, dass sie ihm nicht volles Vertrauen schenkten!

²⁾ Z. B. 1498 „plante er einen gewaltigen Krieg gegen die Türken. Als Oberhaupt der Christenheit wollte er alle christlichen Reiche um sein Banner scharen“; wovon leider niemand etwas wissen will (M. Jansen 48). Nach Kaser (Gesch. 63 f., Aufsatz 620) erscheint die „Zertrümmerung“, „Vernichtung“, „Aufteilung“ Frankreichs als durchaus möglich. Aber wie ist etwa der Zug Karls VIII. nach Italien gescheitert, wie selbst die grosse Koalition gegen Frankreich von 1513! Das Rittertum zwar konnte, wenn ein grossartiger Elan da war, etwas wie die Kreuzzüge fertig bringen, das Söldnerwesen aber musste sich erst seine Grossartigkeit in der Festigung einer finanziellen und organisatorischen Fundamentierung suchen. Auch hier ist entscheidend, dass der nach aussen gerichtete Geist Maximilians diese *Conditio sine qua non* gewaltiger Kriegsführung nicht zu sehen vermochte. Das Operieren mit der „Treulosigkeit der Bundesgenossen“ (Aufsatz 620, 623) und der „Pflichtvergessenheit“ der deutschen Stände trifft nicht von ferne das wesentliche.

³⁾ Joh. Janssen, Frankreichs Rheingelüste, 1861. Kaser reproduziert Janssens Ausführungen, Aufsatz S. 617 f., Gesch. S. 45 f. Übrigens ist die zweite Auflage, die nicht benutzen zu können Kaser an beiden Stellen bedauert, ein unveränderter Abdruck (1883).

⁴⁾ Aufsatz S. 619, Gesch. S. 56, wo auch von der „tötlichen Umarmung seiner Gegner“ die Rede ist. Kaser folgt den Manifesten des Kaisers so weit, dass er einen Einfall des „alten Reichsfeindes“ von Süden her, also über die Alpen weg, für möglich erklärt (56, 60).

Manifeste und literarischen Idealisierungen nicht hinausgekommen¹⁾; darum brauchen wir nicht dabei zu verweilen, dass die Stimmung noch die überwiegend religiös-universalistisch bestimmte aggressive der Kreuzfahrer war, noch nicht die überwiegend national bestimmte, schon mehr defensive der Afrikazüge Karls V.

Die Kernfrage ist das Verhältnis zu Frankreich²⁾. Für die entscheidenden Jahrzehnte ist genau das Gegenteil jener Konstruktionen richtig: die Habsburger sind die angreifenden. Wenn das burgundische Reich eine Sekundogenitur der Valois war, konnte es da etwas aggressiveres geben als die Heirat Maximilians mit der Erbtöchter? Als man trotzdem unter dem Drängen der Niederländer zu einem leidlichen Einvernehmen gekommen war, als die Tochter Maximilians als Braut des französischen Königs in Frankreich weilte, konnte es da einen grösseren Affront geben als die Vermählung Maximilians mit der Erbtöchter der Bretagne, welches Land nach Verträgen und geographischer Lage der französischen Krone schon absolut sicher zu sein schien? Welcher kräftige Staat hätte sich nicht gewehrt, indem er auch seinerseits seine Vorposten bis in die Gebiete des Gegners vorschob?³⁾. Wenn es dem französischen König gar gelang, dem länderdurstigen Schwiegervater die britannische Braut abspenstig zu machen, so versteht man zwar die nationale Beschämung und der Humanisten rhetorische Entrüstung; aber man versteht auch, dass sich in politisch

¹⁾ Nur ein Beispiel für die so durchgehend charakteristische (siehe unten) Vermischung von Ideal und Realität. Bei Kaser S. 20 f. finden sich, logisch an einander anschliessend, die Sätze: „Die Überwindung der Türken, vielleicht sogar die Erneuerung des oströmischen Kaisertums, war die grosse Sehnsucht seines Lebens“ . . . „Wie hätte freilich in einer Welt voll Misstrauen und tiefer Gegensätze ein solches Projekt Aussicht auf Verwirklichung haben können? . . . „Wäre er mit seinen Plänen durchgedrungen, so wäre Wien vielleicht von einer zweimaligen Türkenbelagerung verschont geblieben“, — „dem Abendland eine grosse Gefahr erspart geblieben“, wie der Aufsatz S. 617 hinzufügt. Das Verwirrende ist dann, dass das letzte Urteil das Wort behält und die Schuld auch an diesem Unheil schliesslich auf die Stände fällt, anstatt auf die Wirklichkeitsfremdheit dessen, der als Inhaber der leitenden Stellung nun einmal nicht in erster Linie mit dem Massstab gemessen werden darf, den man einem ungefährlichen Privatmann zugestehen mag.

²⁾ Der Forschung wäre gedient, wenn man die Stimmung ablegen könnte, aus der heraus Seiten und Sätze geschrieben werden wie der folgende: „Ob der Kaiser wirklich noch an den Wert französischer Zugeständnisse glaubte?“ (Jansen 59).

³⁾ Die Freilassung Karls von Geldern war ein sehr geschicktes Spiel, bietet aber keinerlei Anlass zu sittlicher Entrüstung. Es war die Benutzung des aller-selbstverständlichsten Machtmittels der Zeit. Nur die berühmtesten Proben einer

geschulten und verantwortlichen Kreisen deutscher Nation die Ent-rüstung vielmehr gegen Maximilian richten konnte.

Der suchte sich den defensiven Charakter seiner Politik dadurch glaubhaft zu machen, dass er, ebenso wie seine neuesten Biographen, seine Eroberungen darstellte als Schliessung von Einfallstoren, Errichtung von Bollwerken¹⁾ — gegen die Türken Ungarn, gegen Frankreich das burgundische Reich, Geldern, Mailand, die Franche-Comté und, bis ins Herz Frankreichs hineingebaut, das Herzogtum Burgund. Ist aber ein Staat, der aufs dringendste noch der inneren Konsolidation bedarf, von zwei mächtigen aggressiven Feinden eingeschlossen, getrennt von ihnen durch selbständige Mittelstaaten, so ist der wirksamste Grenzschutz doch eben die Selbständigkeit dieser Staaten, die man nur durch feine Fäden sich verbinden müsste. Maximilian hat sie, nicht ohne Gewalt und Bürgerkrieg, annektiert (oder, wie Venedig, nach Möglichkeit geschwächt²⁾), und die Folge war auf der einen Seite, dass nun mit der direkten Reibung der Krieg, für den man innerlich schlechterdings noch nicht vorbereitet war, zu einem dauernden wurde, auf der anderen Seite, dass die Grenze eine empfindliche Schwächung erfuhr: die ungarische Nationalpartei schloss sich ebenso entschieden an die Türken an wie die burgundische Nationalpartei an Frankreich³⁾. Bollwerke hat der Kaiser also eher niedergerissen, Einfallstore geöffnet⁴⁾.

tausendfach wiederkehrenden Bewegung haben wir vor uns in den französischen Verhandlungen mit deutschen Kurfürsten, in dem Übergang des Connétable ins Lager Karls V., in dem Schwanken des burgundischen Herzogs zuerst zwischen Frankreich und England, dann zwischen Frankreich und Deutschland, besonders auch in der Verbindung Maximilians mit kastilianischen Granden (s. m. Anf. Karls V. S. 47 ff., 57 ff., 79 f., 112 ff., 152).

¹⁾ Dadurch wird zugleich erwiesen: „Hier wie in anderen Fällen deckte sich das Interesse Habsburgs mit dem des Reiches“ (Kaser, Gesch. 45, 75, 80, Aufsatz 619, 625).

²⁾ Es ist doch gelegentlich (1510) dahin gekommen, dass er die Türken auf-forderte, der Signorie Dalmatien zu entreissen (Ulmann, Kirchenreform 202).

³⁾ Siehe m. Anfänge Karls V., passim. Über Ungarn z. B. Kaser, Auf-satz 625.

⁴⁾ Burgund, Venedig, Ungarn, Mailand, sind nicht nur Musterbeispiele idealer „Pufferstaaten“, die man durch eine konsequente Politik zu unübersteiglichen Bollwerken für die dahinterliegenden aggressiven Tendenzen machen konnte; sie wären dabei auch, eben weil sie von aussen bedroht waren, unweigerlich allmählich ganz in die eigene Interessensphäre gezogen worden. Gleichzeitig erliegt die Hanse der skandinavischen und der deutsche Orden der polnischen Macht. Wie wären auch diese Vorkämpfer des Deutschtums durch eine konsequente Unterstützung notwendigerweise wieder zum Reich gezogen, und gerade ihre relative Selbständigkeit als Bollwerk gegen aussen errichtet worden?

Um nichts als ein aggressives Hinausschieben der Grenzen handelt es sich. Und es steht positiv fest, dass er die Neuerwerbungen dem Reich zu entziehen suchte, um sie allein seiner Hausmacht dienstbar zu machen¹⁾.

Nie auch beschränkten sich seine Operationen auf die Grenzländer des Reiches. Die starken aggressiven Tendenzen, die gegeben waren in dem universalen Kaisertum, in dem durch den Humanismus wieder neu belebten Gedanken der Monarchie, treten am eindringlichsten in seinen Heiratsprojekten, die seine ganze Politik beherrschen, zutage. Das war ja der einzige Weg, um all die eingedrungenen Potentaten, die sich nun einmal mit Gewalt nicht wieder entfernen liessen, doch einem dynastischen Universalismus einzufügen. Durch die eigene Heirat knüpfte er die Fäden mit Burgund, der Bretagne, Mailand, durch Sohn und Tochter mit Spanien, Savoyen, durch seine Enkelinnen mit England, Frankreich, Portugal, Skandinavien, Polen, Ungarn; und würde man die zahllosen Projekte, die eine Bedeutung nicht erlangt haben, dazustellen, so würde der weltumfassende Charakter dieser patriarchalisch-dynastischen Politik noch deutlicher werden. Nur der Papst liess sich den dynastischen Verbindungen schlechterdings nicht einfügen; aber würde nicht er selbst ein würdiger Nachfolger Julius' II. sein²⁾? Das alles ist aggressiv im höchsten Grade.

Eine Lektüre etwa des Sanuto oder der englischen Calendars erweist es von vornherein als unmöglich, die von Anfang an weltweite Politik des Kaisers wesentlich in das Schema eines Duells mit dem französischen Erbfeind zwingen zu wollen. Wir sahen, dass sein Verhalten in den schweizerischen, polnischen und skandinavischen Angelegenheiten von vornherein aus dem Zusammenhang herausgenommen werden musste. Die venetianische Politik aber ist von Max Jansen glücklich als eine Reichspolitik erkannt worden, indem er

Aber die ungemein günstige Lage, die gegeben war in diesem Druck von aussen her rings um die deutschen Grenzen, vermochte ein Kind der Renaissance wie Maximilian nicht zu erkennen. Für ihn waren die glänzenden ausserdeutschen Potentaten viel interessanter, eine spanische Krone viel begehrenswerter.

¹⁾ Siehe neuerdings Ulmann, Hist. Zeitschrift 107, S. 486—488, über die Schweiz z. B. Kaser 138. Gelegentlich hat Maximilian ausdrücklich erklärt, es passe ihm nicht, dass man seine Erblände zum Reich rechnen wolle (Kaser 72).

²⁾ A. Schulte, Kaiser Maximilian als Kandidat für den päpstlichen Stuhl, 1906; vgl. Gött. gel. Anz. 1908, S. 275. M. Jansen ist endlich auch diesem Rätsel auf der Spur: „Vielleicht glaubte er, dass die Umgebung des Papstes hochfliegenden Entwürfen weniger widerstrebe als die Krämerpolitik der deutschen Fürsten“ (58).

behauptet, die Gewinnung des freien Levanteverkehrs für den deutsch-österreichischen Handel sei der springende Punkt dieser Politik gewesen¹⁾.

Ebenso muss eine Erklärung der ganzen zweiten Hälfte der Regierung des Kaisers von vornherein aufgegeben werden. Kaser macht sich das Geständnis Rankes, das nur von der Reichsreformbewegung galt, zu eigen, der Historiker fühle sein Interesse erlahmen und sehe sich zu einer mehr summarischen Darstellung veranlasst²⁾; und Jansen erklärt ausdrücklich, diese langen Jahre überwiegender Bundesgenossenschaft mit Frankreich nicht mehr zu verstehen³⁾. Es steht eben diese zweite Hälfte der Regierung des Kaisers ganz überwiegend unter dem Zeichen der spanischen Frage, weitester universal-dynastischer Interessen⁴⁾. Und da, nicht in angeblichen nationalen Bestrebungen, ist die wahre Grösse des Mannes zu suchen.

Auch die Auffassung der Reichsreform ist in einen Wirbel von Werturteilen hineingezogen worden. Seltsam moralisierend sind die meisten Besprechungen der Reichsreform gehalten, nicht nur die Joh. Janssens und, vorsichtig gemildert, die Kasers, sondern auch die Hartungs⁵⁾. Haller sagt einmal⁶⁾, es sei Droysen gewesen, der aus

¹⁾ M. Jansen S. 132. Kaser bemerkt zu dieser freien Konstruktion: „Würde Janssens Vermutung etwa durch archivalische Funde bestätigt, so wäre damit ein neuer Beweis erbracht, dass Maximilian nicht bloss dynastische Politik getrieben, sondern bei seinen auswärtigen Unternehmungen auch Reichsinteressen im Auge gehabt habe“ (Aufsatz S. 622 f.).

²⁾ Ranke, D. G., 7. Aufl., I, 126, Kaser 110. Im 3. Kap. wäre das Zitat an seinem Platz.

³⁾ S. 54, 58, für die Jahre nach 1502 und die Jahre vor und nach 1513.

⁴⁾ Über den Einfluss der spanischen Frage s. m. Anf. Karls V., passim. Die Charakterisierung Kasers, dass nach 1506 „fast der ganze Rest seiner Regierungszeit ausgefüllt ist durch opfervolle und am Ende ergebnisarme Kämpfe mit Frankreich und Venedig“ (110), stimmt schon kaum mit der Meinung, „der Leitsatz seines politischen Programms“, an dem er „sein Leben lang festgehalten“ habe, sei die Abwehr von Franzosen und Türken gewesen (Gesch. 14, Aufsatz 616). Aber wie haben faktisch Spanien und England jede Szene der grossen Politik mitgespielt!

⁵⁾ „Die schamlose Selbstsucht der Fürsten bei der Reform“, „der passive Widerstand der jeder Ordnung feindlichen Stände“ (Hartung, Fränk. Kreis 88 Anm., 125 f., usw.; über Kaser oben S. 326 Anm. 4). Max Jansen bemerkt schon im frühen Mittelalter „die Selbstsucht der deutschen Fürsten“ (S. 4), und argumentiert folgendermassen: „Im Jahre 1400 hatte man einen Wenzel abgesetzt, weil er in träger Ruhe die Rechte des Reiches verkümmern lasse. Sollte einem Maximilian.

der Verbitterung seiner Zeit heraus diese Darstellungsweise eingeführt habe; und die Geschichte des 15. Jahrhunderts werde im Argen liegen, solange man nicht aus dieser bequemen, aber gründlich unhistorischen Mischung von Wehklagen und Entrüstung über die Ohnmacht des Reiches und Selbstsucht von Kaiser und Ständen hinauskomme. Es ist eine Frage historischer Feststellung des Tatsächlichen, nicht ethischer Beurteilung, wie weit damals bei den Ständen und bei dem Kaiser ein deutsches Nationalgefühl schon, resp. noch vorhanden war, ob man auf beiden Seiten dasselbe unter „deutscher Nation“ verstand¹⁾, was die vorwiegenden Interessen des Kaisers und der Stände in den Verhandlungen gewesen sind, und so fort.

Ulmann hatte, wohl im Hinblick auf Joh. Janssen und Gothein, unglücklicherweise²⁾ an auffallender Stelle im Vorwort als seine Überzeugung ausgesprochen, „dass es damals wahrhaft nationale Realpolitik gewesen sei, die vorhandenen ständischen Institutionen zu allgemeiner, jeden Sonderwillen bindender Wirksamkeit auszugestalten“. Demgegenüber betonte mit Schärfe Bachmann, er „erkenne für das deutsche Volk und Reich zu Beginn der Neuzeit allein in einer kraftvollen Monarchie die heilsame Staatsform“³⁾, und die oft genannten Autoren vertreten dieselbe Meinung. Zum Teil gehen die Argumentationen an einander vorbei, denn auf der einen Seite redet man mehr von dem realpolitisch Möglichen, auf der anderen mehr von dem Wünschenswerten. Darüber wird man einig sein, dass die jahrhundertelange Ohnmacht und schliessliche Zerreißung der Nation auf tiefste zu beklagen ist, sodass vom Standpunkt der Gesamtnation aus

hundert Jahre später dasselbe Schicksal drohen, weil er stets unermüdet zum Kampf gegen Frankreich mahnte, welches die Rechte des Reiches verletzt habe? Wer konnte es den deutschen Fürsten denn noch recht machen?“ (54).

⁶⁾ Hist. Zeitschrift 99 (1907), S. 384.

¹⁾ Die erwähnte universalistische und dynastische Färbung resp. Umkehrung dieses Begriffs ist auf das genaueste zu untersuchen, ehe über die Frage etwas begründetes ausgemacht werden kann. Mit Zusammenstellungen aus den Manifesten des Kaisers und den Deklamationen seiner humanistischen Freunde ist man noch nicht am Ziel. Vgl. Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, 1911, S. 183 f. („Das nationale Pathos der deutschen Historiographen“) und die dort angegebene Literatur. Dass etwas in dem „Nationalgefühl“ des Kaisers unangeklärt ist, zeigt schon das eine Beispiel, wie er dem venetianischen Gesandten gegenüber von „questi bestiali Alemani“ (das im Ausland übliche Schimpfwort) spricht (Kaser 64).

²⁾ Dadurch erhielt nämlich der Gedanke eine übermässige und irritierende Betonung, die Ulmanns Auffassung doch nicht richtig wiedergibt; vgl. seine neuesten Äusserungen in der Hist. Ztschft. 107, S. 494, 474.

³⁾ Gött. gel. Anz. 1885, S. 333.

allerdings ihre Zusammenfassung durch Maximilian etwa nach Analogie Frankreichs oder Englands ein grosser Segen gewesen wäre. Aber um diese Frage nach dem Wünschenswerten handelt es sich nicht. Zum Glück für die Möglichkeit einer Verständigung auch nicht um die nach den Gründen des Zerfalls der Kaisermacht, da auf keinen Fall zur Zeit Maximilians der Reichsuniversalismus und der politische Einfluss der Kurie noch primär entscheidende Faktoren waren¹⁾.

Die wesentliche historische Frage ist vielmehr die, was in jener konkreten Lage realpolitisch noch möglich war. Da noch Österreich allein im Reich dominierte, wäre an sich eine Einigung unter Österreich durchaus möglich gewesen²⁾. Ja ich glaube in der Tat, dass selbst das von Friedrich III. Versäumte noch wieder hätte nachgeholt werden können³⁾. Man denke an die Jahre, als nach dem Tode Bertholds und der Niederwerfung des Pfälzers dem venetianischen Gesandten⁴⁾ die Macht Maximilians im Reich eine unumschränkte zu sein schien⁵⁾, und an die Jahre, als dem jungen Karl V. in Deutschland eine grosse nationale Hoffnung sich entgegenstreckte. Es ist handgreiflich, was es war, das beide Male, und in anderen Konstellationen noch viel mehr, den Kaiser verhinderte, eine Ausnutzung der Gelegenheit auch nur zu versuchen. Habsburg war schon zu weit auf dem Wege weltumfassender dynastischer Politik⁶⁾.

¹⁾ Bachmann sagt (Jahrbücher 369), es stehe längst fest, dass das alte Reich vor allem an seinen Königswahlen und dem, was sich daranschloss, zugrunde gegangen sei. Was aber hat die Königswahlen verfestigt?

²⁾ Mit Recht sagt Bachmann: „Noch deckte sich deutsch und österreichisch ungleich besser als deutsch und bayrisch oder deutsch und brandenburgisch: die Habsburger als die stärksten Territorialherren des Reiches mussten als Herrscher eines zentralisierten Deutschland für sich und das Reich eine Macht erlangen, die sich nach allen Seiten gebietend erhob“ (Jahrbücher S. 364 f.).

³⁾ Man muss sich vergegenwärtigen, dass auch die französische, englische, spanische Grossmacht erst in dieser Zeit entstand. Die früheren Ansätze zur Grossstaatsbildung waren ja überall gescheitert.

⁴⁾ Kaser S. 108. Droysen hält es mit Recht für bemerkenswert, dass dem Quirino, der im Vorjahre in Kastilien gewesen war, „die deutschen Fürsten nicht eben anders als die Reichsfürsten Spaniens erscheinen“ (II, 2, S. 20; vgl. m. Anf. Karls V., S. 81). In Spanien hat Karl V. bald darauf gesiegt, weil er seine Kraft auf Spanien konzentrierte.

⁵⁾ Gibt es nicht zu denken, dass die gepriesene Zeit des Höhepunktes der innerdeutschen Macht Maximilians gerade die des Einvernehmens mit Frankreich war? Die Bindung in unvorbereiteten Kriegen machte ihn naturgemäss im Innern äusserst schwach; und ein entschieden zentralistisches Vorgehen war, hier wie anderswo, ausgeschlossen, solange die mächtigen Feudalherren ohne weiteres einen Rückhalt finden konnten an der Macht, mit der der Fürst in Fehde lag.

⁶⁾ Zur Beurteilung oben S. 321 Anm. 1.

Denn nicht ein Waffensieg wie der über die Pfälzer Partei oder etwa später über die Schmalkaldener konnte die Nation zusammenfassen, vielmehr nur, wie überall anderswo auch, ein langes, zähes Ringen. Die Stände selbst haben immer wieder auf die einzige Möglichkeit einer Konsolidierung hingewiesen, nämlich dass der Kaiser im Reich seine Residenz nehme¹⁾. Dann hätte ihm bei der mangelnden Einheit der Stände kein Reichsregiment oder gar Reichskammergericht etwas schaden können. Eine geschickte Regierung, die die Grundtugend des Wartenkönnens besessen hätte, würde sie unter sich gebracht haben in der Atmosphäre des heraufziehenden Absolutismus²⁾.

Aber der Kaiser war mit seinen eigentlichen Interessen ganz anderswo als beim Reich und seiner Reform. Er wollte auf den Reichstagen Geld und Truppen und zahlte nur gezwungen als Preis die Zugeständnisse an die ständischen Reformforderungen³⁾. Schon der seltsame Wechsel in seinen Entwürfen zeigt, dass er nicht von einem festen Prinzip ausgeht. Erst allmählich entwickelt sich bei ihm

¹⁾ Auch auf dem Höhepunkt der Opposition haben die Stände stets daran festgehalten, dass der König die Behörden zu sich ziehen könne, sobald er eine Residenz im Reich habe. Wäre etwas wie die Pariser und Londoner Behörden auch nur denkbar gewesen, wenn sie dauernd einem Fürsten hätten folgen sollen, der seine „Residenz im Sattel“ hatte? Lehrreich ist, wie Karl der Kühne systematisch die Hauptstadt aus dem Stammland nach Mecheln (das exemt von den geschlossenen provinziellen Gewalten der Niederlande war und doch mitten darin lag) verlegte, hier seinen Zentralbehörden einen festen Sitz gab und sich nicht einfallen liess, auch die laufenden Geschäfte von seinen Kriegszügen im Süden aus zu erledigen. Vgl. auch die noch spätere Neubildung einer spanischen Residenzstadt. Hatten nicht die Habsburger gerade damals genügend festen Fuss in Schwaben gefasst, um die Residenz mitten in ziemlich zentrales Reichsland verlegen zu können? — Der Einwand von Kaser ist doch eine Umkehrung: „Wie oft aber konnte der ruhelose Maximilian bei dem weiten Schauplatz seiner Tätigkeit überhaupt in die Nähe von Frankfurt kommen? Es konnte sehr leicht geschehen, dass der Reichsrat, der formell nur als Stellvertretung des Königs gedacht war, sich zu einer permanenten Behörde auswuchs“ (216).

²⁾ Vgl. vorige Seite Anm. 3.

³⁾ Wenn man besonders auch die Vorgeschichte der Reichstage betrachtet, in der sich natürlich die Tendenzen viel reiner ausprägen als in dem schliesslichen Markten selbst, wird man doch Ranke zustimmen müssen, der sagt: „Man muss sich wundern, dass man den Ruhm, die Reichsverfassung begründet zu haben, so lange und so allgemein dem Könige beigemessen hat, dem die Entwürfe zu derselben aufgedrungen werden mussten, und der dann deren Ausführung bei weitem mehr verhinderte als begünstigte“ (I, 81). Vgl. neuerdings Smend: „Im übrigen war das Gericht selbst ebensowenig Gegenstand des Interesses des Königs, wie die inneren Reichsangelegenheiten überhaupt; im Jahre 1498 war er überrascht, von den Wormsern zu hören, dass im Kammergericht Pfaffen sassen und sogar die Majorität bildeten“ (I, 74, 110, vgl. bes. 23).

ein bewusster Monarchismus. Begonnen hatte er seine Regierungstätigkeit mit einer Feudalisierung der niederländischen Verwaltung¹⁾; und den meisten seiner Kollegialbehörden, die er dann später verleugnet hat, haftet etwas von diesem Charakter an²⁾. Immer aber blieben zentralistische Bestrebungen ihm mehr Sache des Temperaments als des Prinzips. Wo es nicht direkt seine Ellbogenfreiheit beschränkte, hat er sehr deutlich das Feudale im Kampf gegen die Zentralisation in Schutz genommen: in den Niederlanden, vor allem in der Franche-Comté³⁾. Weil ihn die innere Politik fast nie als eine positive Aufgabe unabhängig von seinen Kriegsplänen beschäftigte, war er noch mehr als Berthold „ein Feldherr ohne Truppen“, um mit Gothein zu reden⁴⁾. Bezeichnenderweise hat er nicht einmal recht versucht, sich ein Heer zu schaffen. Er kommt über das Arbeiten mit augenblicklichen Impressionen, mit einer nicht unbedenklichen Erregung der öffentlichen Meinung, nicht hinaus. Es liegt ihm fern, gegen die Fürstenaristokratie sich konsequent auf die Städte zu stützen⁵⁾, mit

¹⁾ Besonders in seinen Conseils des finances von 1487 und 1511 (m. Burgund. Zentralbeh. 53 ff., 63 f., die Ordonnanz von 1487 mitgeteilt S. 193 ff.). Die niederländische Verwaltung hat er nicht nur nicht fortgebildet im Sinne Ludwigs XI., der nach Commynes „von Natur ein Freund der Geringen war und Feind der Grossen, die seiner nicht bedurften“, sondern es sind die aristokratischen Ideen des Ordens vom Goldenen Vliess, die ihn besonders zuerst ganz beherrschen. Das ist ja auch der Kreis, in dem er wirklich lebte, wie nicht nur seine damaligen Briefe u. a., sondern unverkennbar noch Teuerdank und Weisskunig zeigen.

²⁾ Diese Frage ist nur durch eingehende Untersuchungen über die Personen, die die Behörden zusammensetzten, (etwa wie S mend sie in umfassendem Masse für das Reichskammergericht vorgenommen hat, oder ich für niederländische Behörden), zu lösen. Über den feudalen Charakter des Tiroler „Regiments“, in dem die vornehmsten Herren des Landes vereinigt waren (ebenso in Burgund und dem projektierten Reichsregiment), siehe Bachmann, Jahrbücher S. 374 f.

³⁾ Über seine besonders lehrreiche Stellungnahme in dem Kampf zwischen Adel und Beamtenschaft der Franche-Comté habe ich in meinen Anfängen Karls V., S. 187–199 berichtet.

⁴⁾ E. Gothein, Die Lage des Bauernstandes am Ende des Mittelalters (Westdeutsche Zeitschrift IV, 1885) S. 20 Anm.

⁵⁾ Von Kaser mit Recht als „vielleicht einer der grössten politischen Fehler der deutschen Könige“ bezeichnet (240). Über die Stellung Maximilians zu den Städten z. B. Gothein, Gem. Pfennig S. 42 f., 50, 51: „Den Fürsten und dem Kaiser sind die Städte nur ein Mittel, das sie benutzen, so lange sie es gebrauchen, um es dann beiseite zu schieben“. Die von Kaser a. a. O. angegebenen anderen Gründe dafür, warum die „Restauration der monarchischen Gewalt um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland scheiterte, während sie in den westeuropäischen Staaten gelang“, nämlich „Schicksalsfügungen besonderer Art“, wie das Aussterben der mächtigsten Familien, grosse

denen das Königtum in England, Frankreich, Spanien gesiegt hatte. Auch hier geben ganz persönliche Stimmungen ohne weiteres den Ausschlag, eine aristokratische Neigung, gesteigert durch die Erinnerung an das Böse, das die niederländischen Städte ihm angetan hatten.

Ebensowenig dachten die Stände an staatsrechtliche Revolutionen¹⁾. Auch bei ihnen eine Entwicklung. Nicht den König wollten sie unter ihre Kontrolle bringen, sondern diesen König, dessen Unternehmungen, für die man die sehr hohen Kosten tragen sollte, auch seine heutigen Bewunderer abenteuerlich und unüberlegt nennen²⁾. Darum

innere Kriege, treffen für Spanien nicht zu, weshalb oben schon auf diese lehrreichste Parallele verwiesen wurde (S. 336 A. 4).

¹⁾ Dass es sich um einen staatsrechtlichen Prinzipienstreit gehandelt habe (z. B. Kaser 175, 203, 210 f., 217, 235, usw.), eine „Tendenz der Stände, dem Reichsoberhaupt die Leitung des Reiches zu entreissen“ (Hartung, Fränk. Kreis S. 80), lässt sich nicht halten. Kürzlich hat Smend darüber gehandelt (Reichskammergericht I, 42 ff., vgl. 34 ff., 39 ff.). Die ganze Bewegung hat nicht als Kampf angefangen, sondern als Kompromissversuch. Viel schwerer als das prinzipielle Problem war das praktische. Darum sagt Bachmann mit Recht, es „gehöre zu den schwersten Bedenken gegen des Kaisers Regierungsweise“, dass er nicht verstanden habe, „über allen Zweifel zu zeigen, dass es ihm mit der Reform völlig ernst sei, und auch die letzten Bedenken gegen die ganze Redlichkeit seiner Absichten möglichst zu beseitigen“. „Als er 1502 daranging, kaiserliche Behörden für das ganze Reich, also auch für Österreich, zu schaffen, da merken wir eine an ihm sonst ganz ungewöhnliche Vorsicht . . . Maximilian will eben den festen Boden, den er in Österreich besass, nicht schädigen, einzig und allein um das Zentralregiment zu kräftigen“ (Jahrbücher S. 368 f.). Ohne Konzessionen von beiden Seiten aber war nichts zu machen. Die Stände haben entschieden Konzessionen gemacht (über ihre Aufrichtigkeit vgl. v. Below S. 129, 137), haben eine schwer belastende Steuer (übernächste Anm.) bewilligt, und schon die Unterwerfung unter die Reichsbehörden war keine geringe „Nachlassung der kurfürstlichen Freiheiten“ (Droysen II, 2, S. 9). Was die Städte betrifft (v. Below S. 137: „eine gewisse Engherzigkeit“), so ist auf das gefährdrohende Zusammenstehen von Königtum und Fürstenaristokratie zu verweisen, sowie darauf, dass das Königtum nur in Deutschland nicht die Aufgabe erkannt hatte, den Städten durch Gewährung einer ihren Leistungen entsprechenden Macht die positive Mitarbeit zu ermöglichen.

²⁾ Wenn man selbst von dem „nervösen, jeden Augenblick seine Pläne und Entschlüsse ändernden Maximilian“ spricht (Kaser 209, über seine fabelhaften Projekte z. B. S. 165, ebenso etwa Pastor, Gesch. d. Päpste III, 687: „der an abenteuerlichen Plänen überreiche Max.“), davon, dass „die Niederlagen Maximilians in Italien und in der Schweiz, die erfolglosen Feldzüge in Geldern und Burgund bei den Ständen wohlbegründete Zweifel an seinen strategischen Fähigkeiten geweckt“ hatten (85) u. s. w., so darf man doch dies ausgesprochenen Ermassen für die Stände entscheidende Moment in der Darstellung der Reichsreformbewegung nicht ausschalten. Was hatte man erlebt gerade in diesen Jahren: die „liderlichen Händel“ in der Bretagne (Kaser 47: „abenteuerliches

fordert man ein Mitbestimmungsrecht über die bewilligten Gelder, die durch eine drückende¹⁾ zweiprozentige Einkommensteuer aufgebracht werden mussten²⁾. Darum wünscht man nicht ganz ausgeschlossen zu werden von der Mitbestimmung über Eroberungen und von der Befragung vor Beschluss von Angriffskriegen³⁾. Weil der König dauernd im Kriege ausserhalb Deutschlands ist, wünscht man ein Regiment und glaubt es um so eher fordern zu können, da es den von Maximilian

Unterfangen⁴⁾, das Projekt, Wladislaw von Ungarn solle des Königs Tochter heiraten und als Gubernator die Regierung im Reich, in den Erblanden und in Burgund führen, während Maximilian die Regierung in Ungarn übernehmen wollte (Kaser 21), dann 1496 die „italienische Politik der Abenteuer“ (Wolff, Beziehungen zu Italien S. 39), den laut verkündeten Plan, die Türken Sorge durch ein kunstgerechtes Massenturnier zu erledigen (Ulmann I, 573f.) — das sind nur wenige Beispiele für den Dauerzustand, der den Hintergrund der entscheidenden Reichstage bildete. Dabei dann immer neue und gelegentlich von Monat zu Monat nach Bestimmung und Betrag wechselnde dringende Geldforderungen (Ulmann I, 334!).

¹⁾ Nur weil uns bisher fast noch jede Anschauung von dem Geldwert jener Zeit fehlt (vgl. meine methodologische Untersuchung in der Vjschft. f. Soz. u. Wirtschaftsgesch. 1912, S. 1—52), kann man von ein „paar Groschen“ reden, die die pflichtvergessenen Stände nicht hätten bewilligen wollen. In Wirklichkeit handelte es sich bei Maximilians Forderungen meist um Summen, deren Aufbringung für das Budget deutscher Fürsten vernichtend gewesen wäre. Vgl. auch Gothein, Gem. Pfennig S. 14, 34: „In jedem Fall sieht man aber: der König hatte auch nicht entfernt eine Ahnung von den Schwierigkeiten, welche die Einbringung einer Reichsteuer machen musste“. Über das Schicksal der für Türkenkrieg und andere ideale Zwecke geforderten Gelder hatte man schon seit Generationen Erfahrungen gesammelt (z. B. Gebhardt, Gravamina S. 12, Ulmann I, 321, v. Below, S. 124). Und kann man in Anbetracht der sprichwörtlichen Unfähigkeit Maximilians, mit Geld umzugehen, dem Mainzer sachlich unrecht geben, wenn er bei unbedingter Bewilligung fürchtete, „es werde das Geld abermals unnütz verschleudert werden“ (Kaser 50f.)?

²⁾ In der Ausführung trat natürlich die grosse Frage in den Vordergrund: Wer fängt an?, eine Frage, die stets die Blicke aller auf die Höchststehenden wendet, bei Maximilian aber geradezu der Prüfstein für den allgemeinen Verdacht war, er fordere Tribut für eigene Zwecke, anstatt allgemeine Leistungen für Zwecke der Gesamtheit. Es ist bekannt, dass er es ausdrücklich ablehnte, anzufangen, ja gleichzeitig seine Erblande als nicht zum Reich gehörig erklärte (Kaser 72, Bachmann, Jahrbücher S. 368f.).

³⁾ Ulmann, Hist. Ztschft. 107, S. 474: „Denn was war unentbehrlicher für einheitliches Fortleben als das Verbot von Kriegen ohne Willen der Gesamtheit und die Sicherung etwaiger Eroberungen für das Reich statt für einen einzelnen“. Auch in den ausserdeutschen Staaten gab die Organisation des Finanzwesens, des fürstlichen Rates, der Generalstände, des Heerwesens den Ständen und den führenden Adligen als Vertretern ihrer Landschaft einen dauernden Einfluss auf diese Beschlüsse.

in seinen Erbländen und in Burgund eingesetzten Behörden nachgebildet ist. Der Gerichtsbarkeit will man stetiges Arbeiten ermöglichen, indem man dem Zentralgerichtshof die unumgänglich notwendige feste Residenz gibt, wie er sie in Frankreich, England und anderswo längst besass: dabei tastet man die konkurrierende Gerichtsbarkeit am königlichen Hof, aus der sich dann in der Folge der Reichshofrat entwickelt, nicht an¹⁾. Für die Handhabung des Landfriedens sucht man eine Exekutive zu schaffen, die dem wirklichen Problem besser gerecht würde als des Kaisers Entwürfe, deren radikale Neuerungen, „Mediatisierung der kleineren Reichsstände“²⁾, Verteilung kaiserlicher Hauptleute mit bewaffneter Macht über das Reich³⁾, alles andere als eben Frieden in das Land getragen haben würden⁴⁾. Es handelte sich so wenig um prinzipielles Vorgehen gegen kaiserliche Rechte (als was es freilich der Kaiser selbst hinstellte), dass vielmehr die Stände zum Schaden ihrer Reform stets von dem Kaiser den Schutz der neuen Institutionen erwarten⁵⁾.

Überraschend günstig wäre also in der Tat noch die Gelegenheit gewesen für einen Fürsten vom Schlage der wirklichen grossen Organisatoren, Ludwigs XI. von Frankreich, Heinrichs VII. von England, der Isabella von Spanien. Bei Maximilian aber kann von einer bewussten und konsequenten inneren Politik überhaupt nicht die Rede sein. Alles diente bei ihm der äusseren Politik⁶⁾, und wer das nicht wahrhaben will, tut auch wider Willen seinem Andenken Unrecht.

¹⁾ Smend, Reichskammergericht I, 47.

²⁾ Entwurf von 1486 (Hartung, Fränk. Kreis S. 79).

³⁾ Entwürfe von 1491, 1505 (ibid. 85, 124 f.).

⁴⁾ Z. B. erklären 1486 die kurbrandenburgischen Räte, wenn eine Einteilung der Lande behufs Handhabung des Friedens beliebt würde, so müsste sie gemacht werden durch die Fürsten und Häupter jedes Landes, denn sonst würde mehr Unfriede als Friede daraus erwachsen (Ulmann I, 309 f.). Ebenso nennt z. B. Höfler (Kaiserl. Buch S. VI) den Versuch Albrechts II. von 1438, sämtliche Bischöfe und Fürsten Baierns dem hohenzollerschen Markgrafen von Brandenburg zu unterstellen, „eine verkehrte Einrichtung, welche bei der Eifersucht der Baiern und Franken die Sache von Anfang an vereiteln musste“. Eine Unterschätzung all dieser praktischen Schwierigkeiten liegt auch den Ausführungen Hartungs zugrunde. Die Meinung, die Exekutive des Landfriedens sei „wirkungslos, ohne alle Wirkung“ gewesen (Hartung 80, 88), kann nicht durch Anführung einzelner Beispiele bewiesen werden. Eine so grundstürzende Neuorganisation lebte sich natürlich nicht von heute auf morgen ein. Sicher aber hat im ganzen eine entschiedene Besserung eingesetzt (v. Below S. 156 ff., auch Smend I, 112).

⁵⁾ Siehe z. B. Kaser 185, 222 f., 231 f. Vgl. Friedrich Wilhelm IV. und die 1848er!

⁶⁾ Aber „für Deutschland war nichts notwendiger als Friede, um das eben erst in seinen Anfängen Gegründete zu ruhiger Entwicklung gedeihen, ein Her-

Auch aus einem zweiten Zusammenhang ist meist die Darstellung der Reichsreform herausgenommen worden, dem der Organisationsbestrebungen des Kaisers¹⁾. Hier ist überhaupt der Stand der Forschung der, dass wir nur eine Reihe von isolierten Längsschnitten besitzen; nämlich die von Adler getrennt gegebenen Darstellungen der Behörden am Hof, in Niederösterreich, in Tirol und Vorderösterreich, dazu Darstellungen der Reichsreform und der burgundischen Organisationen Maximilians. Das erste Erfordernis ist also, dies alles erst einmal chronologisch in den gegenseitigen Bedingtheiten und der Orientierung an dem Gang der grossen Politik zu überschauen. Ferner muss herausgearbeitet werden, was auf Rechnung des Kaisers selbst kommt²⁾, was auf Rechnung der Beamten, die die Instruktionen ausarbeiteten³⁾, was vor allem einfach auf Rechnung der neuen Verhältnisse, die einerseits eine Konsolidierung von Behörden in den verwaisten Ländergruppen und andererseits die Entstehung neuer Gebilde an dem herumreisenden Hof von selbst mit sich brachten. Damit fällt der einzige Beweis hin für die angebliche Einheitlichkeit der Organisationen, weil nämlich überall eine Trennung der Zentralgewalt von dezentralisierten Landesorganen sich zeige⁴⁾. Zur Beurteilung der weittragenden These aber, dass auf dem Umweg über Burgund und Österreich die fran-

kommen sich bilden, den Gehorsam Wurzel schlagen zu lassen⁵⁾ (Ranke, D. G. I, 91).

¹⁾ Was seine Organisationstätigkeit in Bezug auf das Heerwesen betrifft, so fehlen selbst die Grundlagen noch für eine begründete Würdigung dessen, was als persönlicher Anteil des Kaisers wird gelten dürfen. Ich scheide diese Fragen umsomehr aus, da eine Untersuchung über sie in Vorbereitung ist.

²⁾ Vgl. m. Burgund, Zentralbeh. S. 189 f.

³⁾ Das ist für die Rezeptionshypothese geradezu von grundlegender Bedeutung, und jede Notiz, die man darüber vielleicht an entlegenen Stellen findet, sollte sogleich zugänglich gemacht werden. Für die frühere Zeit kommen vielleicht in erster Linie Stürzel und dann Serntein in Betracht (Fellner-Kretschmayr II, 2, zu Nr. 2), die von Burgund schwerlich irgend genaueres wussten, umsomehr aber von den Finessen der Kanzlei- und Gerichtsgebräuche und, als Juristen, von dem Bedürfnis nach allseitig logisch aufgebauten Organisationen. -- Für die 1507/08 geplante gemeinsame Behördenorganisation aller Besitzungen des Kaisers, insonderheit die Übertragung der österreichischen Regimente nach Burgund (Burg. Zentralbeh. 93 f., 178, Anfänge Karls V. S. 77), kommt folgende Stelle in einem Brief Gattinaras an Margarete in Betracht: „Le donprévost (Philibert Naturelli) est tout jour à Yspruch et se tient assez avecque messire Paule de Lichtenstein, lequell est maintenant à faire quelques ordonnances pour le régime des pays du roy en son absence, et le roy faict entretenir là ledict donprévost sur ceste fantaisie, afin qu'il ne se aprouchie guère de luy“ (Koopferberg, Margaretha van Oostenrijk, S. 361, Augsburg, 18. Nov. 1507).

⁴⁾ Hartung 83 (mit der einschränkenden Anm. 3!), 125, 129.

zösische Verwaltungsorganisation in Deutschland rezipiert worden sei, bedarf es noch eines viel breiteren Unterbaues, einer Überschau über die in den europäischen Staaten oder in einzelnen Kulturkreisen gemeinsamen Grundformen. Und will man auf die in der Luft liegenden allgemeinen Tendenzen kommen, so ist unentbehrlich und vielfach besonders lehrreich der Hinweis auf die Entwicklung kirchlicher, städtischer, korporativer Verwaltungsorgane. Ich hoffe, diese Untersuchungen in nicht allzu ferner Zeit abschliessen zu können¹⁾.

¹⁾ Da ich wenn möglich eine Antwort auf Rosenthals Auseinandersetzung mit meinen Burgundischen Zentralbehörden (Vjschft. f. Soz.- u. Wirtschaftsgesch. 1911 S. 406—424) nur durch eine positive Darstellung geben möchte, seien mir hier ein paar Worte gestattet. — In Bezug auf die allgemeinen Thesen wiederhole ich, dass was aus dem Studium der burgundischen Institutionen gewonnen wurde und zuerst aus den französischen, spanischen, englischen Analogien das Recht zu Generalisierungen sich nahm, nicht durch Hinweise auf Bayern widerlegt wird (Vjschft. 1912, S. 3, Anm. 2). In Bezug auf die spezielle Kontroversefrage der Rezeptionshypothese zitiere ich, da das Rückzugsgefecht gegen die Zuverlässigkeit meines Berichts gewendet wird, z. B. den (zu den zahlreichen Stellen, die ich S. 171 Anm. 1 angezogen hatte, hinzuzufügenden) Satz Rosenthals, die planmässige Rechnungskontrolle sei in den Niederlanden ausgebildet worden (übrigens steht eine Arbeit in Aussicht, die ihre frühe hohe Ausbildung in Tirol erweisen wird), „von wo sie Maximilian mit der gesamten Organisation für seine Erbländer übernommen hatte“ (Behördenorg. S. 195). — Da R. das ganze Gewicht seiner Autorität auf mich fallen lässt, entgegne ich, dass die Schnelligkeit der Arbeit nicht das Recht zu all den bitteren Worten gab. Die Auslassung des „ernstlich“ in dem Zitat S. 419, Z. 21 gibt ein gravierend falsches Bild. Ebenso wird S. 408 auf Grund des falsch notierten Zitats: „ein Rest des Begnadigungsrechts“ anstatt „das Begnadigungsrecht“, der Sinn meiner Ausführung gerade umgekehrt; eine Kontrolle hätte sofort gezeigt, dass ich eben das sage, was gegen mich vorgebracht wird, nämlich dass das Begnadigungsrecht ein Ausfluss der Gerichtbarkeit sei. Im übrigen ist sachlich falscher Bericht ohne weiteres kontrollierbar an den Stellen: S. 409, Z. 32 f., S. 413, letzte Z., S. 420 oben u. Z. 41, S. 415, Z. 31, S. 417 oben (vgl. Zentralbeh. 19 f., 181, 44 Anm. 2, Archiv f. Urkundenf. 1909, S. 352, 355). — Vor allem auch prüfe man die erstaunlichen Bemerkungen auf S. 419 zu Gachards Arbeit über die Chambres des comptes („Hauptquelle“ usw.) nach. Als das fundamentalste Versehen der Auffassung Adlers und Rosenthals, der Urheber der Rezeptionshypothese, die sich auch nach R. (S. 419) auf die Finanzverwaltung konzentriert, betonte ich (gerade auch an den fraglichen Stellen S. 173 oben, vgl. S. 131: „die leitende Finanzbehörde“), dass die Chambres des comptes als die einzigen Finanzbehörden angesehen werden, während sie in Wirklichkeit in Burgund längst Landesbehörden geworden waren, nur noch beschäftigt mit der Kontrolle und einer gewissen kontrollierenden lokalen Verwaltung. Die eigentliche, für die Zentralregierung in Betracht kommende Verwaltung war bei den reich ausgebildeten Hofbehörden für die Finanzverwaltung, die natürlich auch dem Kaiser in erster Linie bekannt waren. Von diesen Hofbehörden aber handelt Gachard gar nicht! Wie stimmt

Erst als letztes Resultat wird sich die allseitige Entscheidung der Frage ergeben, ob Maximilian wirklich der grosse Organisator des neuzeitlichen Staates auf deutschem Boden gewesen ist. Zur Hälfte freilich ist auch diese Frage von vornherein entschieden durch ein neues historiographisches Phänomen. Die ganze Reihe nämlich von Joh. Janssen über Adler, Rosenthal, Bachmann, Max Jansen, Kaser bis zu Hartung hin, gründen sich bei ihrem Rühmen des Kaisers lediglich auf die bedeutenden Ideen und Absichten, die er gehabt habe, und lassen sich kaum stören durch den Einwand, dass er doch ganz unfähig gewesen sei, mit dem Wirklichen und Möglichen praktisch zu arbeiten.

Für diese eigenartige Wertung lassen sich zwei sehr verschieden orientierte Gründe nennen. Zunächst ein ganz tiefliegender, der es u. a. auch veranlasst, dass Max Jansen den genialen Projektentwerfer Maximilian dem Schaffer Bismarck an die Seite stellen kann, wie Joh. Janssen den fundamentalsten Unterschied nicht gesehen hatte zwischen dem Theoretiker Nikolaus von Kues, der in der Praxis schleunigst seine Theorien vergass, und dem Schaffer Luther¹⁾. Es ist ein verschiedenes Empfinden für das, was Realität ist. Noch jeden, auch den subjektiv aufrichtigsten Idealismus hat diese Brechung des Sinnes für das, was der historischen exakten Forschung allein Realität sein kann, charakterisiert. So hat man in unserem Fall auch nicht erkannt, dass Maximilian in einer Zeit lebte, deren Krankheit das Theoretisieren war²⁾, die deshalb weniger einen neuen Theoretiker nötig hatte als

der kränkende Schlüsselausruf mit derartigen Versehen? Vgl. S. 416 die Empfehlung einer sonderbaren Idee des Matthieu ausdrücklich ohne Einsehen dieser längst nicht mehr mitzählenden Arbeit, und S. 418 das Urteil über die übrigen Arbeiten zur burgundischen Verwaltung. — Das Zitat in dem letzten Abschnitt des Aufsatzes, auf das hin gar von „Insinuationen“ geredet wird, bitte ich mit meinen wirklichen Ausführungen (S. 171) und den dort zahlreich angezogenen Belegen zu vergleichen. Wer sich jemals für die Psychologie wissenschaftlicher Irrtümer interessiert hat, kann mich garnicht missverstehen.

¹⁾ Ich meine natürlich nicht ein bestimmtes gar dogmatisches Urteil, sondern die Verwechslung zweier sorgfältig auseinanderzuhaltender Massstäbe.

²⁾ Überall treten in jener Zeit zum erstenmal massenhaft die Ordonnanzen und Verwaltungsinstruktionen vom grünen Tisch her auf. Ganz gleichzeitig mit den maximilianischen sind z. B. die des Markgrafen Christoph von Baden. Dazu sagt Goethein: „Damit einer der Bauern aus den holzungsberechtigten Dörfern seine Klawer Brennholz erhalte, bedurfte es eines vierfachen Instanzenzuges und zweier Anweisungen des Hofmeisters in Baden. Selbstverständlich waren derartige Verordnungen gar nicht ausführbar . . .“ (Bauernstand, Westdeutsche Zeitschrift IV, 1885, S. 11).

einen Mann, der über das Theoretisieren und Planen hinweg endlich einmal handeln könne.

Ein zweiter, äusserlicher, aber nicht weniger wirkungsvoller Grund kommt von der anderen Seite entgegen. Stets stützt sich die verwaltungsgeschichtliche Forschung in ihren Anfängen auf die Ordonnanzen und Pläne des Organisators und vermag erst in ihrer Reife zu dem wesentlichen, der wirklich arbeitenden Organisation, vorzudringen. So ist nicht nur bei Adler und Rosenthal¹⁾, sondern besonders ausgeprägt auch neuerdings bei Hartung, die eigentliche Wertung lediglich aus den Ordonnanzen und Entwürfen entnommen: „Mit Sicherheit setzt er sich die Ziele und entschlossen wählt er die geeigneten Mittel“²⁾. Gelegentlich folgt dann direkt hinterher: Praktisch durchführbar war das freilich nicht³⁾. Dass daraus die einzige logische und historische Konsequenz die sein müsste: also waren die Organisationen nichts wert, wird über der Freude an der formalen Vollkommenheit nicht beachtet.

Von den kaiserlichen Reichsreformentwürfen, deren Ausführung notwendig einen ungeheuren Fehdebrand im Reich entfesselt haben würde, war bereits die Rede. Ebenso deutlich spricht das Schicksal seiner anderen Organisationen. Die berühmte kollegiale Hofkammer hat sich in der Praxis nicht bewährt und ist vom Kaiser selbst am Ende seines Lebens ausdrücklich und entschieden verleugnet worden. Was ich in Brüssel und Lille festgestellt habe, ergab sich mir kürzlich auch im Innsbrucker Archiv: Es sind die alten Landesinstitutionen, die getreulich fortarbeiten und ganz kontinuierlich sich fortentwickeln⁴⁾,

¹⁾ Besonders die grossen Ordonnanzen für die Hofkammer einseitig in den Mittelpunkt gestellt.

²⁾ Hartung, Fränk. Kreis, S. 131.

³⁾ Ib. S. 131 f. vgl. 85 f., 125.

⁴⁾ Nicht nur das „Regiment“ hat Maximilian in Tirol übernommen, sondern auch eine schon recht geschlossene Behörde (die Mitglieder essen zusammen, haben einen gemeinsamen Diener), die teils „Kammer“ genannt wird, teils „Rät in der Raitung“ oder einfach „Raitung“, sodass der Name „Raitkammer“ nahe genug lag. Der Kern dieser Raitbehörde ist auch unter Maximilian, wie seit Jahrzehnten, die Gemeinschaft der einzelnen Finanzbeamten, Kammermeister, Hauskämmerer, Kammerschreiber usw., was eben den fundamentalsten Unterschied zu der zweiteiligen burgundisch-französischen Organisation darstellt. Selbst in Maximilians Projekten ist es so: Die 4 Statthalter der Schatzkammer sollen sich nur alle Quatember versammeln und nach Abhörung der Rechnungen „anheimziehen“, während Kammermeister, Buchhalter und Kammerschreiber auch weiter die regelmässigen Geschäfte erledigen sollen (Fellner-Kretschmayr II, 44). Also das zufließende Material genügte einfach noch nicht für eine ständige Behörde!

während die vom grünen Tisch aus erlassenen eigentlich charakteristisch maximilianischen Organisationen nach kurzer Zeit wieder verschwinden.

Natürlich nicht wirkungslos. Aber die Wirkungen sind vielfach gebrochen, nicht mehr konkret, gehen ein in die grossen dominierenden Geistesströmungen der Zeit. Oder wohl richtiger: sie gehen zurück in diese Strömungen, von deren Wogen sich der Kaiser sein lebenlang tragen liess¹⁾. —

Das Gesagte gilt für die Raitungen der Lokal- und Provinzialbeamten. Für die der zentralen Finanzverwaltung aber haben wir auch unter Maximilian, wie früher unter Sigmund, eine besonders abgeordnete Kommission, zu der auch Marschall, Kanzler, Doktoren bestellt werden (nach den Protokollen am Schluss der Raitbücher des Kammermeisters). Man sieht wieder, wie um die täglichen laufenden Angelegenheiten herum sich eine feste Behörde konsolidiert, nicht aber ein Verwaltungszweig als ganzes sich ablöst (gegen Rosenthal). Die Rechnungsführung zeigt schon vor Maximilian ein ständiges Arbeiten mit schriftlichen Belegen (und Kanzleiformen sind stets äusserst konservativ). Die Raitbücher (die Lücken in dem Bestand zeigen die Verwirrung, die die beiden Organisationsperioden Maximilians stifteten) behalten auch unter Maximilian die schon seit 1482 eingelebte vorzügliche Form, die sich seit 1500 höchstens verschlechtert. Das einzige, was ich in Innsbruck auf burgundische Einflüsse zurückzuführen geneigt war, nämlich dass seit 1500 die vollzogene Revision am Schluss der Rechnung ausdrücklich protokolliert wird (wie freilich seit langem am Anfang der Lokalrechnungen Gebrauch war), finde ich jetzt ganz gleichzeitig in derselben Form z. B. in den Rechnungsbüchern der deutschen Nation an der Universität Bologna (*Acta nationis Germ. universitatis Bon. ed. Friedländer u. Malagola, 1887, zu 1501*). Im übrigen weist gerade das, was gegenüber der früheren Organisation als neu auffällt (wo also die entscheidende Probe zu suchen ist), fort von Burgund: der „Buchhalter“, der Titel „Statthalter und Räte“ für die Mitglieder der Raitkammer, die besondere Kammerkanzlei. Sowohl diese Kanzlei wie die „Conseillers des finances“ hat Maximilian umgekehrt in Burgund neu einzuführen versucht. Neue Zweifel ergaben sich mir gegen Momente, in denen ich noch burgundischen Einfluss für wahrscheinlich gehalten hatte (S. 187): auch in Tirol findet sich schon vor Maximilian die Aussonderung einer bestimmten Summe für den Hofhalt, eine hohe Ausbildung der Technik des Zahlungsbefehls („Geschäft“), das Institut des „Gegenschreibers“. Übrigens erscheint Hungersbach bei seinem ersten Auftreten in den Rechnungen 1491, in einer Rubrikenüberschrift, als „Schatzmeister generalis“ (vgl. auch in Württemberg 1466 den „Receptor generalis“, Winterlin I, 31 Anm. 5), was abermals auf lateinischen (nicht französischen) Ursprung der verkürzten Form hinweist, wie die gleichzeitig gebräuchliche Bildung „Secretari“. Über den Titel „Superintendent“ vgl. den Hinweis von Dopsch auf den Gebrauch in der Universitätsverfassung z. B. von Wien (*Deutsche Literaturzeitung, 4. Febr. 1911*).

¹⁾ Darum ist die Frage nach seinen Idealen, Hoffnungen, Konstruktionen überhaupt nicht in erster Linie eine persönliche, sondern in erster Linie eine kulturgeschichtliche, geistesgeschichtliche. Seine Pläne und Entwürfe bleiben vor

Wenn jede Persönlichkeit nur in ihrem Milieu verstanden werden kann, so ist es in besonderem Masse bei Maximilian der Fall, dessen Vielgeschäftigkeit, die nicht Tatkraft ist, von vornherein auf eine stark rezeptive Natur hinweist.

Doch sind hier unsere Schritte noch unsicher. Denn wir besitzen noch gar keine eigentliche Biographie des Kaisers, sondern nur Darstellungen der Reichsgeschichte unter ihm¹⁾, die erst mit seiner Wahl oder seinem Regierungsantritt beginnen. So tritt er uns überall schon als der Fertige entgegen, während gerade bei einer Natur seiner Art nur in einer Aufhellung der Werdegeschichte die Möglichkeit liegt, die ganze unübersehbare Fülle dessen, was sich später in seinem Wesen findet, ordnend zu verstehen.

Immerhin lassen sich die Grundzüge vielleicht schon angeben. Das Aufwachsen in der Enge und der geizigen Kleinlichkeit am Hofe Friedrichs III., der den Sohn möglichst lange von jedem Einfluss fernzuhalten suchte, musste bei ihm eine starke Reaktion auslösen, die ihn auf die Seite der Stürmer und Dränger trieb und ihn in allen Fragen des Haushaltens, materiellen wie geistigen, in das andere Extrem fallen liess. Die Jahre in den Niederlanden sind von dem Jüngling selbst als traumhaft romantisch empfunden worden²⁾: dies Leben mitten im Pulsschlag der grössten Ader des Weltverkehrs, und doch abgeschlossen in einen engen aristokratischen Kreis, die schimmernde Atmosphäre des Ordens vom goldenen Vliess. Diese Einflüsse hat er bis ans Ende nicht verleugnet; nur aus diesen Stimmungen heraus sind Teuerdank und Weisskunig zu verstehen, und es ist einer der 'schönsten Züge seiner Persönlichkeit, wie er sich durch sein ganzes wirres Leben hindurch eine verklärende Liebe zu seiner jungen Frau erhalten hat. Aber als sie nach kurzen Jahren 1482 gestorben war, stiess das Land ihn aus, der Adel nicht weniger als die Städte³⁾. Das hat sein Empfinden

allem denkwürdig als Zeugnis für die Geschichte der politischen und administrativen Ideale. Hier muss die Hauptaufgabe, die doch noch kaum in Angriff genommen ist, die sein, möglichst herauszuarbeiten, was in jedem Entwurf und Plan typisch ist, Ausdruck allgemeiner oder weitverbreiteter Strömungen. Nur der dann bleibende Rest kann eigentlich zur Beurteilung der Persönlichkeit dienen.

¹⁾ So bezeichnet auch Ulmann in der Vorrede ausdrücklich den Zweck seines Werkes.

²⁾ Siehe den sehr schönen Brief an Prüschenk vom 8. Dez. 1477: „Hätten wir hie Fried, wir sässen im Rosengarten“ (Kraus, Briefwechsel S. 28).

³⁾ Über den fast allgemeinen Abfall des hohen Adels unter ihm s. m. Anf. Karls V., S. 10 ff.

und Wollen auch diesen Mächten gegenüber gebrochen; und er war nicht der Mann, Brüche zu heilen.

Seitdem ist er in kein Milieu mehr eingegangen. Ruhelos umherziehend war er selbst der einzige Mittelpunkt seines Kreises. Immer noch ist er glücklich gewesen, wenn er, wie in der burgundischen Ordensversammlung, in glänzendem Kreise von hohen Herren Rat halten konnte; aber seine regelmässigen Gehilfen wurden mehr und mehr Juristen und Praktiker, die die Kunst verstanden, zu herrschen unter dem Schein des Dienens.

Seine historische Grösse und Bedeutung ist die, dass er es weit gemacht hat rings um sich her, obwohl er aus der Enge kam. Das hat die Renaissance und der Humanismus in ihm gewirkt. Aber auch weniger gute Dinge hat er daher aufgenommen: der Humanisten Pose und Rhetorik, ihre Schätzung des Krieges rein um seines Glanzes willen¹⁾, ihre Verflachung (wenn auch Belebung und Erweiterung) von Literatur und Kunst durch eine Umwendung gleichsam ins Publizistische für Mit- und Nachwelt, ihr Bedürfnis, auf allen Gebieten des Geistigen wie des Praktischen als Meister zu gelten²⁾.

Weil er sich treiben liess, hat seine Persönlichkeit, wie sein politisches und organisatorisches Werk, sich im Extensiven verloren. Nichts bei ihm von dem Zusammenraffen, ohne das es Überwindung von Irrtümern und wirkliches Schaffen nicht gibt. Bei dem Leben mit Höflingen und Panegyrikern verlor er alle Selbstkritik. Man sehe nur seine Bilder an, wie er bei allem ruhelosen Interesse doch gebunden ist in sich selbst³⁾. Oder man bringe es fertig, die Selbstbespiegelungen des Weisskunig durchzulesen. Oder etwa man höre ihn, gerade ihn, verkünden, kein Mensch seit Christus habe gelitten wie er.

¹⁾ Man lese nur z. B. Hutten's Exhortationes zum Venetianerkrieg. Von hier aus versteht man auch besser das unglaublich Unvorbereitete vieler Kriegszüge. Ein Elan der Ritterlichkeit, ein lockender Glanz, und flugs ist er irgendwo in Feindesland, und wundert sich, dass die Stände daheim den Kopf schütteln und mit den nötigen Mitteln nicht herausrücken.

²⁾ Siehe den Weisskunig. Vgl. auch im Jahrb. d. kunsthist. Samml. des Kaiserh. VII, S. 2, Anm. 1 die Aufzählung der Bücher, die der Kaiser „selbst macht“: Artillerie, die sieben Lustgezirk, Stallbuch, Plattnerie, Jägerei, Falknerie, Kücherei, Fischerei, Gärtnerei, Baumeisterei; der Kaiser selbst fügt hinzu: Moralität, Andacht, St. Jorgen; ferner Haushaltersbuch, Musikbuch, Schwarzkunstabuch, Kunstbuch; ein Buch zu machen, wie ein Fürst die Städte in den niederösterreichischen Landen regieren soll.

³⁾ Man beachte, dass Heyck wie M. Jansen als Titelbild die 1519 nach dem Tode des Kaisers von Dürer gefertigten Idealisierungen des Imperator potentissimus mitteilen. Interessant ist der Vergleich mit der Kohlezeichnung Dürers.

Nichts aber hat doch seine wundervolle Ursprünglichkeit auslöschen können. Das ist seine persönliche Grösse und Schönheit. Um deren willen muss ihn lieben, auch wer seine Liebe durch kein Tugendregister zu rechtfertigen weiss. Man kann ihm unmöglich irgend etwas übel nehmen. Denn es ist nichts bei ihm verfestigt, das Schlimme so wenig wie das Gute.

die nach dem Leben 1518 gemacht wurde (reproducirt bei Heyck S. 103, besser bei Bezold, Reformation S. 65) und jenen Werken genau als Muster gedient hat (beim Holzschnitt natürlich die Seiten vertauscht). Wundervoll lebenswahr ist das dem Strigel zugeschriebene Erlanger Aquarell (Heyck S. 47).